

Das Nashorn braucht seine Hüter

Im Naturschutzgebiet North Luangwa in Sambia sollen Spitzmaulnashörner überleben - auch mit deutscher Hilfe.

Von Thomas Scheen

NORTH LUANGWA, im November. Ein bisschen verwirrt und doch stolz schauen die Ranger auf die Ausrüstung, die vor ihnen ausgebreitet liegt: die Nachtsichtgeräte, die Leichtzelte, die handlichen GPS-Geräte und die Notfallkoffer. Es ist eine professionelle Ausrüstung, maßgeschneidert für Patrouillen im Busch, und die Wildhüter grinsen übers ganze Gesicht. Es ist das erste Mal in ihrer Karriere, dass sie Material zur Verfügung haben, mit dem sie ihren Job, die Bekämpfung der Wilderei im Norden Sambias, ernsthaft betreiben können. "Das gibt uns einen unschätzbaren Vorsprung", sagt einer von ihnen.

Dahinter steckt ein Mann, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, im Norden Sambias ein Refugium für die vom Aussterben bedrohten Spitzmaulnashörner zu schaffen. Ed Sayer, ein gebürtiger Brite, ist verantwortlich für ein ebenso ambitioniertes wie schwieriges Naturschutzprojekt der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft. 34 dieser seltenen Nashörner, die alle aus Südafrika stammen, leben inzwischen in dem Park. North Luangwa ist so weit weg von den großen Verkehrsrouten im südlichen Afrika, dass die Wilderer bislang noch nicht bis hierher vorgestoßen sind. Doch das ist nur eine Frage der Zeit. In Asien wird das Horn der Tiere inzwischen buchstäblich mit Gold aufgewogen. Die Ranger in North Luangwa müssen aufrüsten, wollen sie diesen Kampf gewinnen. Ihre Ausrüstung wurde mit Geld der deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit bezahlt. "Ohne die finanzielle Hilfe aus Deutschland", sagt Sayer, "sähe es düster aus."

North Luangwa ist einer der entlegensten Wildtierparks in Afrika. Er ist 4500 Quadratkilometer groß und der einzige in Sambia mit einer Population von "Black Rhinos", wie die Spitzmaulnashörner auf Englisch genannt werden. Früher, in den siebziger Jahren, beherbergte das Naturschutzgebiet zwischen 3000 und 4000 Nashörner. Auf diese Zahl wird der Park auf absehbare Zeit natürlich nicht wieder kommen, dennoch gibt es Anlass zur Hoffnung. Vier der 32 Tiere sind trächtig, was vor allem bedeutet: Sie haben ihr neues Habitat nicht nur akzeptiert, sie fühlen sich wohl darin. Doch die Einschläge kommen näher. Die Wilderei von Elefanten hat massiv zugenommen im Park. Allein seit Beginn dieses Jahres wurden 30 Tiere wegen ihrer Stoßzähne getötet.

160 Ranger sind im Park eingesetzt, das ist nicht viel angesichts der Größe. Einer von ihnen ist Justin Chisoko. Er kommandiert die Wildhüter am Nordrand des Parks. Angestellt ist er bei der "Zambia Wildlife Authority" (Zawa), die sein Gehalt zahlt und ihm die Uniform stellt. Der ganze Rest, die Fahrzeuge, die Ausbildung, selbst die bescheidenen Häuser, in denen die Ranger mit ihren Familien leben, wird von der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft finanziert. 160 davon zum Stückpreis von 3500 Dollar wurden bislang gebaut, 40 weitere sind in Planung. Ed Sayer sagt, das sei ein Motivationsschub für die Wildhüter. Es ist vor allem eine billige Lösung für die sambische Regierung.

Chisoko hat zwei Jahre an der Bernhard-Grzimek-Akademie in Tansania studiert. Auf Einladung des United States Fish and Wildlife Service war er drei Wochen in Amerika, um die Arbeit der Wildhüter dort zu studieren. Die Amerikaner sind nach der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft, die das Projekt in North Luangwa mit 300 000 Euro im Jahr unterstützt, die größten Geber. Chisoko findet, seine Arbeit sei wichtig. Doch er findet auch, sie werde nicht geschätzt. "Wie sonst ist es zu erklären", fragt er, "dass wir kaum etwas von unserer eigenen Regierung bekommen?"

Das Problem hat mit der Organisation der sambischen Regierung zu tun. Die Naturschutzbehörde Zawa war einst dem Ministerium für natürliche Ressourcen zugeteilt, wurde bei der jüngsten Regierungsbildung eine Zeitlang vergessen und untersteht jetzt dem Tourismusministerium. Dort fühlt

sich anscheinend niemand zuständig, und deshalb führt die Behörde ein Eigenleben. Sie zahlt die Gehälter, kümmert sich aber nicht um Investitionen in den Naturschutz und die Ausbildung der Wildhüter.

400 000 Dollar Einnahmen generiert der Park im Jahr. Das Gesetz sieht vor, dass das meiste zurück in den Park und die angrenzenden Siedlungen fließt, damit die Menschen dort sehen: Naturschutz ist so lukrativ, dass niemand wildern muss. Tatsächlich aber fließt überhaupt kein Geld zurück. Die einzigen Einnahmen der Bevölkerung an den Rändern des Parks sind die Gebühren, die Jäger ihnen zahlen. Das Gebiet rund um den Nationalpark ist als "Game Management Area" ausgewiesen, ein Jagdgebiet. Die Jägerlobby hat mächtige Verbündete in der Hauptstadt Lusaka.

Chief Reuben Mbozi ist nicht gut auf die Jäger zu sprechen. Der Chief trägt einen Wedel mit den Schwanzhaaren eines Gnus und einen dicken Armreif aus Elfenbein. 3500 Quadratkilometer umfasst sein Herrschaftsgebiet an der Ostgrenze des Nationalparks, es ist eines der größten. Der Chief ist ein freundlicher Herr in den Sechzigern mit einer Lederkappe auf dem Kopf und einem Notizbuch in der Hand. Er sagt, er habe die Nase voll von den Jägern, die jedes Jahr in seine Dörfer einfallen, die Tiere abschießen und die Bewohner mit einem Trinkgeld abspesen. "Wir sehen es doch: Es werden immer weniger Tiere."

Reuben Mbozi kann sich begeistern für den Plan von Ed Sayer, der die Schutzzone des Parks erweitern will, um den Tourismus anzukurbeln, mit Lodges, die zwar von erfahrenen Managern geleitet werden sollen, die aber nach einer gewissen Zeit in den Besitz der Dorfgemeinschaften übergehen. In Südafrika und Namibia gibt es solche Projekte schon lange - mit Erfolg. "Wir wollen mehr Macht", sagt der Chief an die Adresse der Politik in der Hauptstadt Lusaka, "wir fühlen uns missbraucht." 20 000 Menschen leben in seinem Chieftom, und außer Viehzucht und ein bisschen Landwirtschaft gibt es keine Verdienstmöglichkeiten. Mit den Lodges wäre das anders: Es gäbe Arbeitsplätze in der Gastronomie, in der Verwaltung, als Tour-Guides, Fahrer und vieles mehr. Wie das bei seinen Leuten ankommt? "Wir erziehen sie", sagt der Chief und stellt sich dabei auf die Zehenspitzen. Das Problem mit solch ehrgeizigen Projekten ist, dass sie langen Atem erfordern. Schnelles Geld ist damit nicht zu verdienen.

Vorerst ist das ohnehin noch Zukunftsmusik. Kein Investor wird in eine Lodge investieren, deren Gewinn er mit den Dorfgemeinschaften teilen muss, wenn seine Gäste keine Tiere zum Fotografieren haben. Womit die Geschichte wieder bei den Rangern und ihrer neuen Ausrüstung angekommen wäre. "Wir müssen uns professionalisieren, sonst haben wir keine Chance", sagt Sayer. Er ist dankbar für die finanzielle Hilfe aus Deutschland, ohne die das Projekt North Luangwa vermutlich längst kollabiert wäre. Doch die erforderliche Professionalisierung ist ein kostspieliges Unterfangen und übersteigt bei weitem sein jetziges Budget, zu dem die 300 000 Euro der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft rund die Hälfte beitragen.

Ed Sayer würde die Schlagkraft seiner Ranger gern mit Fährtenhunden erhöhen, einer Hundestaffel mit belgischen Malinois-Schäferhunden, wie sie in der kenianischen Masai Mara und im südafrikanischen Kruger-Park erfolgreich eingesetzt werden. Doch ein Fährtenhund kostet mehr als 11 000 Euro.

Afrikas Pracht: Ob es mit dem Luangwa-Naturschutzpark in Sambia so schön weitergeht, weiß noch niemand.

Foto action press

Schneller auf der Spur: Ranger probieren ihre neue Ausrüstung aus.

Fotos Thomas Scheen

Mag Jäger nicht: Chief Reuben Mbozi will mehr Hilfe aus der Hauptstadt.